

Mo, 22.4.13, 20.15 Uhr, Schlatterhaus

Pfr. Michael Seibt

## **Geist, Materie und Kosmos – Update für den Schöpfungsglauben**

1. **Vorbemerkung:** „Update“
2. **Es gibt keine Materie!** „Ich habe als Physiker fünfzig Jahre lang – mein ganzes Forscherleben – damit verbracht zu fragen, was eigentlich hinter der Materie steckt. Das Endergebnis ist ganz einfach: Es gibt keine Materie. ... Wir sind trotzdem nicht deprimiert, denn das ermöglicht Einsichten, die für uns alle, für unser Weltbild und unsere Überzeugungen wichtig sind.“ (Hans-Peter Dürr: Geist, Kosmos und Physik, S. 44)
3. **Möglichkeiten und Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis:** Das Netz des Fischkudlers - philosophische Skepsis – der Fleischwolf der Wissenschaft
4. **Ein neues Weltbild:** unteilbare Atome? – Materie als geronnener Geist
5. **Update des Schöpfungsglaubens:** Schöpfung ohne Anfang und ohne Ende - Neue Kreatur
6. **Sowohl-als-Auch, nicht Entweder-Oder:** komplementäres Denken – Paradoxie - Religionen als Ermöglichungsraum für kreative Entwicklungen - Versöhnung zwischen Glaube und Vernunft
7. **Liebender A-theismus, zweifelnder Glaube:** Atheismus ohne Verneinung - Glaube ohne Bejahung – „Gott ist für mich, was nicht gezählt werden kann, weil es das Ganz-Eine meint.“ (Hans-Peter Dürr)

## **1. Vorbemerkung**

„Update“ ist ein Wort aus der Computersprache. Es bedeutet: man überschreibt ein Computerprogramm, um es zu verbessern. Dabei bleibt die Basisversion erhalten. Der Theologe Klaus-Peter Jörns verwendet diesen Vorgang als Titel für sein neues Buch: „Update für den Glauben.“ Von ihm übernehme ich dieses Bild aus der Computersprache für das Thema des heutigen Abends, nämlich den Glauben daran, dass Gott die Welt erschaffen hat.

Mit diesem Thema begeben mich als Theologe auf das Terrain der Naturwissenschaften. Da bin ich kein Fachmann. Doch ohne den Versuch der Laien, zu verstehen, was in den Naturwissenschaften heute erkannt und gesehen wird, bleibt der christliche Glaube isoliert und ohne Bezug zur Welt, wie sie uns heute erscheint. Darum ist es nicht nur erlaubt, sondern auch geboten, zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hin- und herzuwandern.

Beim Wandern zwischen den wissenschaftlichen Welten können natürlich sachliche Fehler unterlaufen. Da bin ich für Korrekturen offen.

Das Ziel, auf das ich mich heute Abend beschränken möchte, besteht darin, zu zeigen, dass der traditionelle Glaube an Gott, den Schöpfer der Welt, heute neu formuliert werden muss. Salopp formuliert: angesichts der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse braucht es heute ein Update für den Schöpfungsglauben.

## **2. Es gibt keine Materie!**

Für den Dialog mit den Naturwissenschaften, habe ich mir einen bestimmten Dialogpartner ausgesucht. Man mag einwenden, dass dieser nicht das ganze Spektrum der Naturwissenschaften abdeckt. Das ist

richtig. Was aber für diesen Dialogpartner spricht, ist der Umstand, dass er zu den führenden Quantenphysikern unserer Zeit gehört, dass er ein Schüler Werner Heisenbergs war, dass er 1987 mit dem alternativen Nobelpreis ausgezeichnet wurde, was bereits andeutet, dass wir von ihm Alternatives zu hören bekommen. Das an sich sagt noch nichts über den Inhalt. Aber aus der Sicht des Theologen ist der Dialogpartner besonders interessant, weil er seinerseits als Physiker und Naturwissenschaftler den Dialog mit der Religion und mit den Geisteswissenschaften aktiv sucht und dazu publiziert hat. Das tun nicht viele Naturwissenschaftler. Ich spreche von Hans-Peter Dürr, der übrigens im Mai (7./8.5.) in Tübingen sein wird.

Ich lasse ihn gleich selbst zu Wort kommen. Zitat: „Ich habe als Physiker fünfzig Jahre lang – mein ganzes Forscherleben – damit verbracht zu fragen, was eigentlich hinter der Materie steckt. Das Endergebnis ist ganz einfach: Es gibt keine Materie. Ich habe somit fünfzig Jahre an etwas gearbeitet, was es gar nicht gibt. Das war eine erstaunliche Erfahrung: zu lernen, dass es das, von dessen Wirklichkeit alle überzeugt sind, am Ende gar nicht gibt. Immerhin hat es sich gelohnt, diesen langen Weg zu gehen. Aber Sie müssen diesen Weg jetzt nicht nachvollziehen, sondern ich will ihnen eine Abkürzung zeigen. Was fühlt ein Naturwissenschaftler, wenn er plötzlich erkennt, dass es das, was er für die Grundlage der Naturwissenschaft hält – nämlich Materie, die wir alle greifen können – gar nicht gibt? Wir sind trotzdem nicht deprimiert, denn das ermöglicht Einsichten, die für uns alle, für unser Weltbild und unsere Überzeugungen wichtig sind.“ (Hans-Peter Dürr: Geist, Kosmos und Physik, S. 44)

Es gibt keine Materie! Eine erstaunliche Einsicht aus dem Mund eines Physikers. Wie kommt er zu dieser Behauptung?

### 3. Möglichkeiten und Grenzen naturwissenschaftlicher Erkenntnis

Hans-Peter Dürr gehört heute zu den renommierten Wissenschaftlern, die sich Gedanken machen nicht nur über die Möglichkeiten, sondern auch über die Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnis. Von den Grenzen handelt ein anschauliches Beispiel, das er erzählt.

Er vergleicht den Naturwissenschaftler mit einem Fischkundler, der die Welt der Fische erforschen will. Seine Forschung besteht darin, dass er auf das Meer hinausfährt und Fische fängt. Nach vielen Fischzügen und sorgfältigen Überprüfungen seiner Fänge gelingt ihm die Entdeckung des ersten Grundgesetzes der Fischkunde: „Alle Fische sind größer als fünf Zentimeter.“ Er nennt dies ein Grundgesetz, weil er bei keinem Fang einen Fisch fand, der kleiner als fünf Zentimeter war. Daraus schloss er auf die Allgemeingültigkeit des Befundes. Der Fischkundler trifft einen guten Freund, den Dürr einen Meta-Physiker nennt, und erzählt ihm von seiner großen wissenschaftlichen Entdeckung. Der entgegnet ihm: „Das ist doch kein Grundgesetz. Dein Netz ist einfach so grob, dass dir die kleineren Fische stets durch die Maschen gehen.“ Der Fischkundler ist von diesem Einwand nicht beeindruckt und antwortet entschieden: „Was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, liegt grundsätzlich außerhalb des Bereichs fischkundlichen Wissens. Für mich als Fischkundler gilt: was ich mit meinem Netz nicht fangen kann, ist kein Fisch.“

Die Anekdote zeigt sehr schön, dass die naturwissenschaftliche Erkenntnis von der Beschaffenheit des Netzes abhängt, das wir anwenden. Wir können nur das erkennen, was unseren Sinnen erscheint, entweder durch direkte sinnliche Anschauung oder mittels technischer Instrumente, die unsere Sinne erweitern, wie z.B. eines Netzes, eines Mikroskops, eines Fernrohrs, eines Röntgenapparats, usw. Je besser die Instrumente, die unsere Sinne erweitern und ergänzen, desto weitreichender auch

das Wissen, das wir uns aneignen können. Immer aber bleibt eine Grenze, die von unseren menschlichen Möglichkeiten gezogen wird.

Das Netz bezieht sich sowohl auf das methodische wie auch auf das gedankliche Rüstzeug, mit dem wir wissenschaftlich arbeiten. Wie alles Denken ist auch das wissenschaftliche Denken fragmentierend und analysierend. Was wir untersuchen und verstehen wollen, zerlegen wir.

Die Mediziner z.B. zerlegen den menschlichen Körper, um seine Anatomie zu verstehen. Die Physiker sind bis zu den kleinsten Teilchen der Materie vorgedrungen, um zu verstehen, was Materie ist.

Die Methode des Zerlegens ist sehr hilfreich, wenn es darum geht, die Funktion der Teile zu verstehen, die ein Ganzes bilden, und daraus praktischen Nutzen zu ziehen. Das hat der Menschheit eine ungeahnte Entwicklung ermöglicht und das Leben nach und nach immer mehr erleichtert, allerdings auch neue Probleme verursacht.

Den Philosophen war schon immer bekannt, dass wir zur Beschreibung der Wirklichkeit mit Netzen arbeiten, also notwendig ein Bezugssystem benutzen müssen. Bereits in der Antike war den Philosophen der skeptischen Schule klar, dass die Welt der Erscheinungen keineswegs eindeutig ist. Sie sagen, Skepsis sei die Kunst, „erscheinende (und gedachte) Dinge einander entgegen-zusetzen.“ Wegen der Gleichwertigkeit der entgegengesetzten Sachen und Argumente solle der Mensch zurückhaltend in der Bewertung der Phänomene sein und so zur Seelenruhe gelangen. (siehe Sextus Empiricus: Grundriß der pyrrhonischen Skepsis, Suhrkamp-Taschenbuch, S. 94). Interessant ist, dass die skeptischen Philosophen die Seelenruhe als Ziel ihrer Bemühung um Erkenntnis nennen. Es geht ihnen nicht um Wissen an sich und um seine Verwertbarkeit. Wichtig ist ihnen die seelische Ausgeglichenheit angesichts der Widersprüchlichkeit der Phänomene.

Die Skeptiker begründen ihre Zurückhaltung bei der Bewertung der Phänomene unter anderem mit der Unterschiedlichkeit der Lebewesen, der Umstände, der Sinnesorgane und Kulturen. Je nachdem sehen und erkennen die Lebewesen Unterschiedliches, ja einander Ausschließendes. Wie wichtig die skeptische Zurückhaltung bei der Beurteilung der Erscheinungen ist, wurde dramatisch deutlich, als man in der Physik zu verstehen suchte, welche Bewandnis es eigentlich mit den kleinsten Bausteinen der Materie hat. Man vermutete, sie seien unteilbar und unveränderlich und nannte sie deshalb Atome. Zum großen Erstaunen entdeckten aber die Quantenphysiker im letzten Jahrhundert, dass sich diese kleinsten Teile der Materie keineswegs vorhersagbar verhalten, wenn man ihnen experimentell nachspürt. Einmal gebärden sie sich wie ein Teilchen, das andere Mal wie eine Welle. Je nach Messmethode erscheint also dasselbe Objekt in zwei verschiedenen Erscheinungsformen. Im Rahmen der üblichen Vorstellung von einem materiellen Objekt, konnte diese doppelte und einander widersprechende Erscheinungsform nicht mehr verstanden werden.

Hans-Peter Dürr sagt zugespitzt: „Wenn wir Wissenschaft betreiben, verwenden wir nicht nur ein Netz, sondern mehr so etwas wie einen Fleischwolf: Wir stopfen oben die Wirklichkeit hinein, drehen herum und heraus kommen unten je nach Lochscheibe verschiedenartige Würstchen. Naiv schließen wir daraus: Die Wirklichkeit besteht aus bestimmten Würstchen. Das stimmt aber nicht, wenn ich es mit dem oben Hineingestopften vergleiche. Das Ergebnis unserer Beobachtung – die Würstchen – ist wesentlich ein Produkt der speziellen Art der Beobachtung, der Wahrnehmung, des Erkenntnisaktes und kein getreues Abbild der dahinter verborgenen oder vermuteten eigentlichen Wirklichkeit.“ (Hans-Peter Dürr: Geist, Kosmos, Physik. S. 25)

Das bedeutet: alles, was wir durch direkte Beobachtung oder durch Abstraktion unserer Wahrnehmungen als Wirklichkeit betrachten und in der Naturwissenschaft als Realität beschreiben, darf in dieser Form nicht mit der Wirklichkeit an sich identifiziert werden, was immer wir darunter verstehen wollen.

Im Alltag ist es am einfachsten und am bequemsten, die Wirklichkeit auf das zu reduzieren, was man gerade von ihr weiß. Der Fischkundler, der seine Fische auf dem Markt verkaufen will, wird nicht nach Fischen gefragt, die er nicht fangen kann. Der Kunde orientiert sich am Fischkundler. Auch er kennt keine Fische, die kleiner als fünf Zentimeter sind, auch wenn noch so viele davon im Meer schwimmen.

Das bedeutet aber noch lange nicht, dass das Unbekannte und Unbegreifbare nicht wesentlich für unsere persönlich erfahrbare Wirklichkeit sein muss. Wir erleben täglich, dass unsere unmittelbare Erfahrung reicher und umfassender ist, als was wissenschaftlich begriffen und bewiesen werden kann. Die wichtigen Dinge im Leben entsprechen meistens den Fischen, die man nicht fangen und analysieren kann.

Ohne Zweifel geben die meisten Menschen dem Religiösen, dem Heiligen, dem Ästhetischen, der Kunst und der Kultur eine große Bedeutung für ihr Leben. Manchmal wollen wir nur schauen und genießen und nicht verstehen oder analysieren.

Der analysierende Zugriff auf die Wirklichkeit hat in der Moderne trotzdem das ganze Leben durchdrungen. Man war motiviert von der Hoffnung, dass dem Menschen auf Dauer keine Geheimnisse mehr verschlossen bleiben. Alles steht dem erkennenden und verwertenden Zugriff des Menschen offen. So hat die Wissenschaft der Religion Stück für Stück ihre Deutungshoheit entrissen.

Die Religion hat ihrerseits dazu beigetragen, dass sie in einen Gegensatz zur Wissenschaft geraten ist. Man klammerte sich an traditionelle

Aussagen und war nicht bereit, ein entsprechendes Update durchzuführen, wenn die Erkenntnisse dies erforderten. Der Fall des Astronomen Galileo Galilei steht stellvertretend für den Konflikt zwischen Wissenschaft und Kirche.

Das Ergebnis dieser Entfremdung zwischen Religion und Wissenschaft war, dass Gott zunächst in die Randbereiche des Lebens gedrängt wurde. Schließlich hatte Gott überhaupt keinen Platz mehr in der Geisteswelt des Menschen, da der rationale Verstand beanspruchte, alles erklären zu können.

#### **4. Ein neues Weltbild**

Von unserem Alltagsbewusstsein weitgehend unbemerkt, hat sich das Weltbild im 20. Jahrhundert völlig verändert. Das führt dazu, dass es heute eine ganz andere Ausgangslage für das Gespräch zwischen Religion und Wissenschaft gibt.

In der Beschreibung der alten, klassischen Physik existiert die Welt in Raum und Zeit. Das Phänomen der Zeit veranschaulicht Dürr so:

Er vergleicht die Zeit mit einem Stoß von Spielkarten. Im gegenwärtigen Augenblick liegt eine Spielkarte aufgedeckt vor uns, ein dreidimensionaler Raum, ein Erfahrungsfeld, das wir mit unseren Sinnen austasten können. Der gegenwärtige Raum ist uns direkt zugänglich. Der gegenwärtige Augenblick wird aber sofort wieder zugedeckt durch die nächste Spielkarte, also den nächsten Augenblick. Die nächste Spielkarte gleicht der ersten Spielkarte, ist aber auch anders. Es ist der Unterschied zwischen einer Basisversion und ihrem Update, wodurch die Basisversion in ihren Grundzügen zwar erhalten bleibt, aber eben nie völlig unverändert übernommen wird.

Die Welt in Raum und Zeit zeigt sich uns also nicht als ein Ganzes, sondern scheinbarweise, Karte um Karte, Schritt für Schritt in einer Abfol-



ge, die wir „Zeit“ nennen. Es interessiert uns natürlich brennend, was im noch nicht aufgedeckten Kartenstoß verborgen ist. Diese Karten enthalten ja alles, was uns in Zukunft erwartet.

Der klassische Wissenschaftler beginnt nun mit seiner Analyse. Er schaut sich die jeweils aufgedeckte Karte genau an, dann die nächste und die übernächste, usw. Zu seiner Freude entdeckt er Regelmäßigkeiten. Da ist z.B. ein Herz-As, die nächste Karte ist eine Herz-2, die nächste eine Herz-3 und eine Herz-4. Und dann glaubt er, die erste große Entdeckung gemacht zu haben: „Ganz einfach, die Welt besteht aus Herzen,“ weil jede aufgedeckte Karte eine Herz-Karte ist. Bald darauf entdeckt er eine zweite Gesetzmäßigkeit, dass nämlich bei jeder Karte die Zahl der Herzen um eines zunimmt. Daraus könnte man prophezeien: Die nächste Karte ist eine Herz-7, dann eine Herz-8, usw. Die Welt scheint verstanden, die Struktur der Wirklichkeit entziffert, die Schöpfung, der Kartenstoß durchschaut. Die Welt besteht aus Herzen in ansteigender Progression. Alles geht gut, bis Herz-10 überschritten wird. Da kommt die Überraschung: ein Herz-Bube. Kurzes Erschrecken: „Aha, das Naturgesetz stimmt nicht ganz.“ Es sind Nachbesserungen nötig. Einstein entwickelt seine Relativitätstheorie.

Der wissenschaftliche Beobachter stellt sich außerhalb neben die Karten der Wirklichkeit. Er ist der Meinung, selbst nicht in den Karten vorzukommen. Er hält sich für den „objektiven“ und „neutralen“ Beobachter, der die Dinge beschreibt, wie sie sind. Und weil er die Gesetzmäßigkeiten kennt, kann er sie nutzen. Mit seinem Wissen greift er in den Ablauf der Dinge ein. Der Zuwachs an Wissen ist zugleich auch ein Zuwachs an Macht, die Welt im eigenen Sinn zu verändern und zu verbessern und manchmal auch zu verschlimmern.

Nachdem man die wichtigsten Naturgesetze entdeckt hatte, war Gott aus den Abläufen der Welt verdrängt. Man brauchte ihn nicht mehr, um die

Dinge und Regeln der Welt zu erklären. Immerhin aber brauchte man ihn noch, um die Frage zu beantworten, wie denn alles angefangen hat. Also glaubte man im 17. und 18. Jahrhundert, der göttliche Schöpfer habe am Anfang wie ein Uhrmacher das Uhrwerk der Welt mit seinen Bewegungsgesetzen erstellt. Aus dem Nichts heraus habe er die Welt erschaffen. Dann aber ist der Schöpfer arbeitslos geworden, denn alles läuft seine naturgesetzlich fixierte oder vom Menschen dirigierte Bahn.

Heute erübrigt sich auch diese Vorstellung, denn selbst die Frage nach dem Anfang von allem kann man immerhin näherungsweise wissenschaftlich beschreiben. Den Rest werden wir eines Tages auch noch verstehen. Gott als Schöpfer hat ausgedient. So traten in der klassischen Moderne und in der Zeit der Aufklärung Religion und Wissenschaft auseinander.

Spannend wird es wieder, wenn wir zurückkehren zu den kleinsten Teilchen. Den Atomen hat man zunächst die Eigenschaft zugeschrieben, nicht mehr teilbar zu sein. Sie bleiben also, dachte man, immer mit sich selbst identisch und verändern sich nicht. Warum aber verändert sich dann die Welt? Das erklärte man damit, dass sich die kleinsten und unveränderlichen Teilchen der Materie neu ordnen und anders als bisher gruppieren.

Heute sieht die Wissenschaft die Welt anders. Wenn wir die Materie immer weiter zerlegen und auch die Atome spalten, was im letzten Jahrhundert möglich wurde, bleibt am Ende nichts mehr übrig, was uns an Materie erinnert. Am Schluss gibt es keine mit sich selbst identischen Bausteine mehr, nur noch Beziehung und Energie. Materie ist offenbar nicht aus Materie zusammengesetzt! Das ist die Erkenntnis, von der Hans-Peter Dürr spricht.

Wenn Materie nicht aus Materie besteht, was ist dann ihr Geheimnis? Man kommt nicht umhin, an dieser Stelle Vorstellungen einzuführen, die

eher aus der Welt des Geistes stammen. Dürr spricht davon, dass die Beziehung primär sei, nicht der Stoff. Beziehung eröffnet einen Raum von Möglichkeiten. Sie läuft nicht nach vorhersagbaren Regeln ab. Sie kann sich so oder auch anders entwickeln. Hans-Peter Dürr nennt das „Potentialität“. Es bleibt die Möglichkeit.

Das bedeutet: die Zukunft ist im wesentlichen offen. In welcher Weise sich die Welt entwickelt, ist nur innerhalb eines bestimmten Korridors, also eines Rahmens mit statistischen Wahrscheinlichkeiten in etwa ausrechenbar, aber keineswegs determiniert. Das Update bleibt immer auf die Basisversion bezogen, geht aber zugleich auch darüber hinaus.

Gibt es keine Teilchen, die mit sich selbst identisch bleiben, muss man sich das, was uns wie greifbare Materie erscheint, als ein ständiges Flirren von Beziehungen und Energiefeldern vorstellen. Kein Ding ist ein Ding an sich. Es verändert sich laufend, mal mehr, mal weniger und manchmal für unser Auge kaum wahrnehmbar.

Verabschieden muss man sich also von der Vorstellung, Gott habe die Welt am Anfang geschaffen und damit sei die Schöpfung abgeschlossen. Die Welt wird sozusagen in jedem Augenblick neu erschaffen, immer mit Bezug auf die abtretende Welt. Die Potentialität der alten Welt gebiert eine neue und diese hat wieder das Potential eine neue hervorzubringen.

In einem andauernden Schöpfungsprozess wird ständig Neues, noch nie Dagewesenes geschaffen. Alles ist daran beteiligt. Es ist wie bei Wellen, die sich überlagern, die sich gegenseitig verstärken, aber auch schwächen können. Es ist ein Plussummen-Spiel, wo Kooperation zur Verstärkung führt und Beziehungslosigkeit schwächt.

## **5. Update des Schöpfungsglaubens**

An der Stelle stoßen wir nun auf einen Gegensatz zwischen dem traditionellen Schöpfungsglauben und der heutigen Physik. Die Schöpfungszählung im ersten Kapitel der Bibel verwendet das Wort „bara“, zu deutsch erschaffen, und vermittelt so die Vorstellung, Gott habe die Welt aus dem Nichts nach einem Bauplan erschaffen. Die zweite Schöpfungsgeschichte verwendet das Bild von einem Töpfer, der mit seinen Händen die Kreaturen formt.

Die klassische Urknalltheorie denkt ähnlich: sie geht davon aus, dass im Anfang alles enthalten ist. Was nach dem Urknall folgt, ist nur noch die logische Selbstentfaltung des Universums.

Auch die klassische Evolutionstheorie denkt so: Das Leben hat sich auf dem Planeten nach bestimmten Gesetzen und Regeln entfaltet. Eins ergibt sich aus dem anderen.

Die Physik denkt heute anders. Es gibt nicht nur Entfaltung und Entwicklung. Es gibt echte Neuschöpfung, Kreation. Das geschieht, wenn sich Potentialität in Realität verwandelt.

In der Evolution hat sich jeweils nur eine der Kann-Möglichkeiten, eine bestimmte dieser viele Potentialitäten, verwirklicht.

In jedem Augenblick gibt es also eine Vielzahl solcher Kann-Möglichkeiten und es hängt von vielen Faktoren ab, welche sich realisieren. Hier kann der Mensch durch sein Planen und Handeln im Rahmen seiner Möglichkeiten eingreifen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich daraus, dass die biblische Schöpfungsgeschichte die Schöpfung auf einen „Anfang“ konzentriert: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Die biblische Schöpfungsgeschichte kann noch keine Entwicklung zwischen den einzelnen Schöpfungsakten denken und also auch keine Verbindung zwischen den Lebewesen untereinander herstellen. Sie sind alle direkt von Gott geschaf-

fen. Ohne Entwicklung treten sie durch das Wort, das Gott spricht, ins Dasein.

Der spätere Koran zeigt an dieser Stelle bereits die Einflüsse arabischer Wissenschaft. Hier ist die Schöpfung kein einmaliger Akt am Anfang, sondern ein ständiger Prozess. Die Welt wird aufrecht erhalten durch das ständige Handeln Gottes. Im Koran ist eine deutliche Veränderung der biblischen Vorlage zu erkennen. Wenn man so will, enthält der Koran ein erstes Update der biblischen Schöpfungsgeschichte etwa 1000 Jahre, nachdem diese entstanden ist.

Heute steht ein weiteres Update des Schöpfungsglaubens an.

## **6. Sowohl-als-Auch, nicht Entweder-Oder**

Die Erkenntnisse der Physik bringen es mit sich, dass wir heute nicht mehr in einfachen Polaritäten denken können. Der alte Gegensatz zwischen Materie und Geist stimmt so nicht mehr. Auch der Gegensatz von Schöpfer und Geschöpf stimmt so nicht mehr. Ebenso ist der Gegensatz von Vernunft und Glaube hinfällig.

Wir sind dabei zu lernen, komplementär zu denken. Es gibt zwei Arten des Wissens: das „begreifbare Wissen“ und die „Gewissheit um den inneren Zusammenhang.“

Das begreifbare Wissen entspringt der „Außenansicht“. Hier tritt der Beobachter dem Beobachteten gegenüber und analysiert es.

Die „Gewissheit um den inneren Zusammenhang“ entspringt der Innensicht oder besser: dem Innensehen. Hier gibt es keine Trennung zwischen Beobachter und Beobachtetem. Vielmehr ist der Beobachter selbst ein Teil dessen, was er beobachtet. Die Wirklichkeit ist eine.

Außenansicht und Innensehen stehen in einem komplementären Verhältnis zueinander.

Das Innensehen ist weit, umfassend, offen, ganzheitlich. Wobei diese Worte bereits der Außenansicht entlehnt sind und daher eigentlich nicht taugen. Metaphorisch verstanden können sie aber auf eine Innenerfahrung verweisen.

In der Außenansicht nehmen wir die Welt um uns herum, unsere Mitmenschen und uns selbst auf eine äußerliche Weise wahr. Die Außenansicht ist lebensdienlich, der greifenden Hand angepasst. Handeln ist zweiwertig: ich greife oder ich greife nicht, ich habe oder ich habe nicht. Das eine schließt das andere aus. Das fragmentierende Denken und die begriffliche Sprache haben sich in dieser auf Handlung hin orientierten Welt herausgebildet. Deshalb ist auch unser Denken zweiwertig: richtig oder falsch. Ebenso die Logik: ja oder nein. Facebook: Gefällt mir – gefällt mir nicht. Darauf beruht die Welt unserer Computer.

Dieses zweiwertige Ordnungsschema braucht jedoch keineswegs der Struktur der Wirklichkeit zu entsprechen. Es ist zunächst einmal nur dadurch lebensdienlich, dass es unser Handeln wirksam unterstützt.

Es bleibt aber eine Abstraktion. Letztlich wird alle äußere Erfahrung wieder zu einer Innenerfahrung, durch spontanes Wiedererkennen. Es gibt nichts, was durchgängig bewiesen werden kann, nichts Greifbares, sondern alles mündet am Ende in das unmittelbare Erleben.

Das unmittelbare Innenerleben erlaubt keine zweiwertige Unterscheidung. Hier gibt es richtig und kein falsch. Allenfalls Weisheit, die über den Alternativen steht.

Unsere Vorstellung von der Wahrheit ist durch die Polarität der Außenansicht deformiert. Ganzheitlich verstandene Wahrheit vereinigt Polaritäten in sich. Sie verbindet mit der Unterscheidung noch keine Wertung. Wahrheit kann in einem Sowohl-als-Auch bestehen.

In der Außenansicht trennen wir das komplementär Verbundene in ein Entweder – Oder.

Der Rationalismus und die Aufklärung haben diese Spaltung vertieft und die zweiwertige Außenansicht zu einzig wahren Ansicht erklärt. Die Außenansicht ist die Basis der triumphierenden Naturwissenschaft. Sie hat uns gelehrt, unsere Mitwelt zu unserem eigenen Nutzen zu manipulieren und Wissen als Machtinstrument zur Herrschaft über Mensch und Natur systematisch zu entwickeln. In die Außenansicht wurden auch die Religionen einbezogen.

Auch Religionen wurden so zu einem Instrument der Macht und nicht mehr zur Quelle von Weisheit. Die Ausschließlichkeit unseres Denkens in der polaren Außenansicht hat viel Zank und Streit verursacht und vernichtende Kriege entfesselt.

Heute können wir wissen, dass die Struktur der Wirklichkeit eine andere ist. Die von uns als allgemein gültig betrachtete zweiwertige Außenansicht ist nur ein vergrößertes Abbild einer tieferen Wirklichkeit, deren Züge sich durch das Innensehen erschließen.

Wir erleben Wirklichkeit als viel reicher als es uns wissenschaftliche Erkenntnisse vermitteln können. Was wir mit Worten wie Liebe, Treue, Vertrauen, Geborgenheit oder Schönheit meinen, ist uns unmittelbar bewusst. Das kommt nicht aus der zweiwertigen Außenansicht eines neutralen Beobachters. Es sind Verweise auf ein Ganzes, die wir da spüren.

Sind wir uns der Potentialität bewusst, die in allen geistigen Überlieferungen steckt, dann sehen wir die Religionen als Ermöglicheraum für kreative Entwicklungen, nicht als Gegebenheiten, über die wir endlos streiten müssen.

Heute muss Glaube nicht mehr die Lückenbüßerrolle einnehmen, die ihm ein materialistisches Weltbild zugewiesen hat. Das faktisch Wissbare erfährt in der neuen Weltsicht eine prinzipielle Einschränkung. Die Welt des Geistes bekommt so ihre eigene Wertigkeit zurück.

## 7. Liebender Atheismus, zweifelnder Glaube

Wie beschreibt der Physiker Hans-Peter Dürr seine Beziehung zum Glauben? Abschließend soll er noch einmal zu Wort kommen: „Die Frage nach Gott, insbesondere im Sinne eines Schöpfergottes, ist nicht zulässig, da sie ins Leere zielt. Wenn mich jemand fragt: Glaubst du an Gott? Bist du ein Monotheist oder ein Pantheist oder etwas anderes? sage ich oft: Ich bin A-theist. Hierbei soll aber die Vorsilbe A- nicht eine Verneinung bedeuten, sondern nur das Ziel der Frage für ungültig erklären. Anders ausgedrückt: Gott ist für mich, was nicht gezählt werden kann, weil es das Ganz-Eine meint, das Unauftrennbare. Das heißt, die Frage: Wie viele Götter gibt es? Ist eine ebenso unsinnige Frage wie die Frage nach der Farbe eines Kreises. Nur in diesem Sinne bin ich ein A-theist. Aber ich bin kein Atheist im Sinne eines Ungläubigen, da ich persönlich nicht an einem über unser Verständnis hinausgehenden Zusammenhang zweifle. Es gibt ein einziges Beziehungsgefüge, das viele Namen hat, und diese sind alle nur Gleichnisse. Wir können es Geist oder Liebe nennen. Die Liebe ist das, was für mich am besten zum Ausdruck bringt, was wir als alles-miteinander-zusammenhängend empfinden und zwar in der sich ständig wandelnden Form eines geistig-lebendigen Kosmos und auf eine Weise, wie wir sie individuell-unmittelbar durch Empathie erleben. Im letzteren Sinn wäre ich ein liebender Atheist.“ (Hans-Peter Dürr: Warum es ums Ganze geht. Fischer Taschenbuch, S. 159)

Ich möchte dem liebenden Atheisten noch den skeptischen Gläubigen an die Seite stellen. Dürres Atheismus verneint nicht und der Glaube des skeptischen Gläubigen bejaht keine angeblichen Fakten, über die man nichts sagen kann.

Fast könnte man sagen: liebender Atheismus und zweifelnder Glaube sind wie Schwester und Bruder im selben Geist.



Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.